

Querverlag

Ursula Maria Wartmann

Rückkehr der Träume

Roman

© Querverlag GmbH, Berlin 2004

Erste Auflage September 2004

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale unter Verwendung einer Fotografie von Anja Müller.

Druck und Weiterverarbeitung: Druckhaus Köthen

ISBN 3-89656-105-7

Printed in Germany

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:

Querverlag GmbH, Akazienstraße 25, D-10823 Berlin

<http://www.querverlag.de>

Wirf deine Angst
in die Luft

Bald
ist deine Zeit um
bald
wächst der Himmel
unter dem Gras
fallen deine Träume
ins Nirgends

Noch
duftet die Nelke
singt die Drossel
noch darfst du lieben
Worte verschenken
noch bist du da

Sei was du bist
Gib was du hast

Rose Ausländer

Für Maria Franziska Storp
geboren am 20.8.1898,
gestorben 3.6.1974
in Oberhausen-Osterfeld

TEIL I

Rückkehr

Der Tag, an dem ich zurückkomme, ist ein sonniger Julitag. Die Stockrosen stehen in Blüte, Bienen taumeln durch die erschlafenden Kelche des Fingerhuts, und links von dem flachen Haus steht wie immer ein kräftiger Tupfer orangefarbener Ringelblumen. Die Hundehütte ist verschwunden. Auf der Rasenfläche liegt ein Haufen Holz herum, das von Anton zu Brennholz verarbeitet werden wird, jedenfalls war das früher so. Ausrangierte Paletten, Regalböden, sperriges Zeug, das wahrscheinlich zu einem Schrank gehörte.

Anton kam mir früher schon alt vor, aber als ich mich jetzt so umsehe, deuten einige Zeichen darauf hin, dass es ihn noch gibt. Ein fleckiger Overall, der an einem Nagel der geöffneten Schupentür hängt. Das aufgeregte Gackern der Hühner hinter der Hecke. Der Handkarren, mit dem er schon früher zum Sperrholzsammeln loszog. Sein uralter Fiat 500, mit dem er mich damals zu der Schwester meiner Mutter geschafft hat, abgefahrene Sommerreifen im Schneeregen, die Heizung funktionierte nicht, sieben Stunden von Hamburg nach Frankfurt; sieben Stunden ohne ein Wort und nur seine langen, verfrorenen Finger am Steuer.

In Frankfurt parkte er den Fiat vor einem hell erleuchteten Gardinenfachgeschäft, blies sich in die Hände und sah mich nicht an, während die Worte in weißen Rauchwolken aus seinem Mund trieben. „Deine Mutter hat es nur gut gemeint“, sagte Anton; danach füllte wieder das Schweigen den Raum zwischen uns.

Sie haben eines dieser weißen Partyzelte auf die Terrasse gestellt, das ist neu, jetzt können sie auch bei Regen aus dem Haus treten, ohne gleich nass zu werden. Es regnet oft hier im Norden, sagt man, ich weiß nicht, ob das wirklich so ist. Früher habe ich es nicht so empfunden, die Sommer waren, wie sie sein sollen, aber vielleicht täuscht einen ja die Erinnerung im Nachhinein wie so vieles andere auch.

Ich höre ihr Husten, bevor ich sie sehe. Sie sitzt unter dem Partyzelt. Sie hat die dünnen, nackten Beine in dieser typischen

Haltung übereinander geschlagen und den rechten Fuß hinter der linken Wade verknotet. Ihre Füße stecken in Frotteepantoffeln, und ihr Rücken ist über einem Päckchen Tabak gekrümmt, aus dem sie sich ihre Tagesration stopfen wird. Es ist noch früh, erst gegen neun, sie trägt wegen der Hitze einen weiten, luftigen Baumwollkittel. Sie ist beinahe siebzig Jahre alt, und sie ist meine Mutter.

Sie ist so alt geworden, dass vor Erschütterung mein Herz zu hämmern beginnt. Auf der Straße hätte ich meine Mutter nicht erkannt. Ich taste an meinem Hals nach der schmalen Kette und greife nach dem Anhänger. Ich krampfe meine Hand um das schmale, glatte, silberne D und versuche, wieder ruhiger zu atmen. Ich frage mich, was ich sonst noch fühle, als ich sie so da sitzen sehe. Ich stehe hinter dem Birnbaum, kratze mit den Nägeln durch die Rinde, bis es wehtut, und fühle in mich hinein. Ich bemerke eigentlich nur, dass der Tisch, an dem sie sitzt, derselbe ist wie vor dreißig Jahren, nur dass die hellblaue Farbe jetzt auch schon an den Beinen abgeblättert ist.

Jemand, wahrscheinlich Anton, hat zwischen zwei der Tischbeine eine rohe Holzlatte genagelt, eine Querverstrebung, viel mehr als Provisorien hat er nie hingekriegt. Der Tisch hat schon immer gewackelt, damals schon, als ich dreizehn war und nachmittags mit Angie dort saß und mich nicht traute, ihr zu sagen, wie sehr ich verliebt in sie war.

Heute ist das einfacher, überhaupt wäre das alles heute so nicht passiert, aber damals glaubten sie, sie müssten mir eine Lektion erteilen. Das Einzige, was ich heute noch von meiner Mutter will, ist, dass sie mir sagt, warum sie das damals gemacht hat. Ich will, dass sie mir Erklärungen gibt, die mich zufrieden stellen. Ich will ihr sagen, wo Daniel ist, wo man ihn damals hingebracht hat, will ihr von dem Grabstein erzählen, mit seinem Namen darauf. Nach über dreißig Jahren bin ich zurückgekommen. Ich gönne ihnen gerne den Triumph, dass sie glauben, ich krieche zu Kreuze.

Ich bin jetzt fast fünfzig, und ich hasse sie immer noch. Sie ist alt geworden, und sie wird noch älter werden. Sie gehört zu der Sorte Frauen, deren Gesichter ledrig sind, trocken vor Bitterkeit, doch hinter den schlaffen Brüsten tickt ihr Herz im rastlosen Takt einer bösen Neugier, die sie am Leben erhält: dem Wunsch, zu sehen, was aus den Trümmern der Menschen wird, an deren Zerstörung sie Anteil hatten.

Sonntags, in der Kirche, ihre dünne Stimme beim Singen der Kirchenlieder. Ich trug weiße Söckchen und Lackschuhe, ihr Atem roch nach Pfefferminz und Nikotin. Ihre bleiche Zunge, wenn sie aus der Hand des Kaplans die Hostie erhielt, flatternde Augenlider, ihr hastiges Kreuzzeichen. Ich war vierzehn damals, ich war in Angie verliebt, Vater war schon gestorben, und Anton wartete hinten im Kirchenschiff. Anton, der Pole, der nach dem Tod meines Vaters wie aus dem Nichts erschienen war, der Brennholz herangeschafft und die Hecken geschnitten, einen Hühnerstall gebaut hatte und schließlich geblieben war.

Er stand stocksteif hinten unter der Orgel. Er drehte Vaters schwarzen Hut mit der breiten Krempe in der Hand; er bewegte beim Vaterunser leise die Lippen, und wenn ich verstohlen zu ihm hinübersah, wandte er den Blick ab, als hätte ich ihn bei etwas ertappt. Er reihte sich Sonntag für Sonntag als einer der Letzten zum Kommuniongang ein. Er kniete vor dem Priester nieder und schlug danach umständlich das Kreuzzeichen, mit so ausholenden, großartigen Bewegungen, dass ich mir das Lachen verkneifen musste, wenn er mit steinernem Gesicht und gefalteten Händen an unserer Bank vorbei zurück zu dem Platz unter der Orgel schritt.

Später, wenn wir nach Hause liefen, erst die vierspurige Straße entlang, dann ein Stück durch den Wald und schließlich den langen, holprigen Weg durch die Lauben bis zu unserem Haus, hatte er den Hut in die Stirn gedrückt und die knochigen Schultern nach oben gezogen. Er sagte nicht viel, er ging ein paar Schritte vor uns her, und Mutter und ich gingen in gebührendem Abstand hinter ihm, denn alles andere hätte sich vor den Leuten nicht gehört.

Ich sehe auf die Uhr. Wenn alles ist wie damals – und nichts deutet darauf hin, dass es anders ist –, wird Hilda Bernstein, die Nachbarin von schräg gegenüber, auf der Terrasse hinter dem Haus beim Frühstück sitzen. Vor drei Wochen habe ich von Frankfurt aus bei ihr angerufen, um zu überprüfen, ob es sie noch gibt.

Auch sie gibt es noch, meine liebe, alte Hilda. Und seltsamerweise klingt ihre Stimme genauso wie vor einer halben Ewigkeit: laut und lebhaft, als wäre sie höchstens dreißig und nicht schon knapp über siebzig. Als ich in den Hörer sagte: „Oh, bitte entschuldigen Sie, ich habe die falsche Nummer gewählt“, hörte ich ihr warmes, dröhnendes Lachen und die Versicherung, dass das nicht weiter tragisch sei. Sie wird erstaunt sein, mich gleich zu sehen, aber sie wird mich hereinbitten.

Ich denke, dass meine Rechnung aufgeht und ich eine Zeit lang bei ihr wohnen kann. Hilda hat mich immer gemocht. Es gab eine Zeit, da war ich mehr bei ihr als bei Mutter; da habe ich praktisch bei ihr gewohnt. Mutter bestand darauf, dass ich zumindest nachts in meinem Zimmer schlief. Hildas Zwillinge, Klaus und Kurt, waren gut zwei Jahre älter als ich, sie waren langsam in dem Alter, und wer wusste, was da nachts nicht so alles hätte passieren können.

Doch es passierte auch so – am helllichten Tag.

Meine Mutter hat inzwischen ihre Tagesration Zigaretten fertig gestopft, streift mit einer nachlässigen Bewegung die Frotteepantoffeln von den Füßen und lehnt sich in ihrem Sessel zurück. Ihre müden Oberarme hängen wie Lappen, als sie die Hände hinter dem Kopf verschränkt. Ihre blassen Achselhöhlen sind nackt. Ihre Augenlider flattern. Eine riesige lärmende Verkehrsmaschine verdunkelt für Sekunden die Sonne: Eine Boeing der British Airways ist auf dem Flughafen kaum fünf Minuten von hier gestartet. Meine Mutter schaut der Maschine mit gerecktem Hals und wütend zusammengekniffenen Lippen nach und nimmt die Arme nach vorne. Ich lasse noch einen Moment meine Hand auf dem Stamm des Birnbaums liegen, dann drehe ich mich um und schleiche davon wie ein Dieb.

Ich blicke auf mein Handy, um zu sehen, ob Marga mir eine Nachricht geschickt hat. Marga ist vor zwei Tagen nach Buenos Aires geflogen; sie will auf Dauer in Südamerika bleiben. Unser Plan ist, dass ich nachkomme, wenn ich das hier erledigt habe. Möglich, dass ich vorher noch ein paar Tage zu Joan nach Irland fliege; ich kenne sie seit dem Kunstgeschichte-Studium in Frankfurt. Lust dazu hätte ich jedenfalls, und solange ich noch in Europa bin, sollte ich das ausnutzen.

Marga ist Biologin, Hepatitis-B-Forscherin; die Universität von Buenos Aires hat ihr einen gut bezahlten Job angeboten. In Frankfurt war sie über ein Jahr arbeitslos; also hat sie sofort zugegriffen. Sie spricht fließend Spanisch, ihr Großvater kam aus Barcelona, und ihre Eltern haben sie zweisprachig erzogen.

Unsere Wohnung im Frankfurter Westend haben zwei Studentinnen gemietet. Unsere Möbel, den Hausrat, Margas Cello und unsere privaten Dinge haben wir in einem Container untergebracht und verschifft. Wenn ich ankomme, wird auch der Container längst eingetroffen sein. Den größten Platz nehmen ohnehin Margas Sachen ein. Zwei Koffer von mir, mit Fotos, Briefen, meinem Tagebuch, einige Bilder, an denen ich hänge, der alte Sekretär – das Einzige, was ich von Karen behalten wollte. Das ist alles, was im Bauch eines Frachtschiffes durch die Dünung nach Argentinien reist. Das ist alles, was ich besitze.

Marga hofft, dass der Abstand uns gut tun wird – wir sind jetzt acht Jahre zusammen. Ich glaube nicht wirklich daran. Aber ich bin entschlossen, mir Mühe zu geben, zumindest bilde ich mir das ein, denn ich will glauben, dass Abstand gut tut, wenn die Nähe unerträglich geworden, der Wunsch danach aber weiter lebendig ist. Irgendwo muss man anfangen, auch wenn man nicht sicher ist, ob der erste Schritt in die richtige Richtung geht. Wer weiß, wie sich die Dinge entwickeln, ob es überhaupt mit uns weitergeht. Aber immerhin war es Marga, die auf mich einredete, nach Hamburg zurückzufahren, mich dem zu stellen, was mich Jahrzehnte hindurch gequält und porös gemacht hat wie einen ausgewaschenen Stein.

Vor einem halben Jahr waren meine Alpträume schlimmer geworden. Ich schrie nachts im Schlaf, obwohl ich die Medikamente höher dosierte, und ich hatte Angst, wieder für länger in einer Klinik verschwinden zu müssen.

„Du musst deinen Frieden mit deiner Mutter machen“, hatte Marga gesagt und ein Lächeln hervorgezaubert, das gleichzeitig Milde und Strenge signalisieren sollte. Es kam mir vor, als säße mir Dr. Freitag in der Therapiestunde gegenüber. „Versuch es. Lass es zumindest nicht unversucht! Du wirst es bereuen, wenn du demnächst in Buenos Aires sitzt und nichts unternommen hast. Du schleppst den ganzen Kram mit über den großen Teich. Dann sitzt du da. Und so eben mal fliegst du garantiert nicht zurück!“

Als sicher war, dass sie den Job an der Universität von Buenos Aires bekommen und ich meiner Bank kündigen und nachkommen würde, verstand ich, dass ich, wenn ich es überhaupt tun wollte, es jetzt tun musste. Wenn ich erst einmal am anderen Ende der Welt angekommen war, würde ich wahrscheinlich wirklich so bald nicht mehr zurückkehren. Wozu auch?

Frieden machen. Natürlich, ich weiß, dass das gut wäre, ich weiß sogar, *wie* gut das wäre, doch noch während ich Marga in die Augen sah und zustimmend nickte, dachte ich, dass ich nicht verzeihen würde. Meine Mutter verdient keine Gnade. Sie hat mich nie geliebt; Kinder spüren, wenn sie geliebt werden. Und wenn sie nicht geliebt werden, spüren sie es selbstverständlich auch. Ich hasse meine Mutter dafür, dass ich zurückgekommen bin. Ich hasse sie für das, was sie mich zu tun zwingt. Ich bereue schon in diesem Moment, was ich noch gar nicht getan habe, und werde es dennoch tun.

Ich habe meinen Peugeot auf dem Waldparkplatz abgestellt. Er ist bis unters Dach beladen: Bücher, einige Koffer mit Kleinkram und Kleidung für den Sommer und den kommenden Herbst, meine Medikamente. Alles andere ist in dem Container nach Argentinien unterwegs. Meinen Laptop habe ich natürlich dabei; ich werde fürs Erste nur über mein Handy oder per E-Mail zu erreichen

sein. Den roten Plüschhasen, den meine Tante damals bei meiner Ankunft in ihrer Frankfurter Wohnung auf mein Bett gesetzt hatte, habe ich ebenfalls mitgenommen.

Ich habe gespart; das Geld wird für einige Monate reichen. Wenn ich hier fertig bin, werde ich weitersehen. Joan bietet mit seit Jahren an, zu ihr nach Irland zu kommen, egal wie lange, es sei genug Platz da, versichert sie immer wieder. Seit dem Tod ihres Mannes fühlt sie sich sehr allein.

Marga ist einverstanden. Für sie ist es in Ordnung, dass ich möglicherweise erst im Herbst nachkomme. Sie braucht ohnehin Zeit, um sich einzuarbeiten. Sie reizt, auch wenn sie es nie zugeben würde, natürlich auch der Gedanke, die Wohnung allein einzurichten. Wir hatten immer schon Streit, wenn wir das gemeinsam versuchten. Käme ich erst im Herbst, hätte sie Tatsachen geschaffen, die ich nur schwer würde rückgängig machen können. Marga mag es, unverrückbare Tatsachen zu schaffen.

Es gab eine Zeit, da habe ich mich damit wohl gefühlt.

Hildas Tätowierung

Es sind kaum fünf Minuten von dem Parkplatz bis hierher und etwa zwanzig bis zu der Kirche, in die wir sonntags immer gingen. Die Kleingartenanlage, in der ich aufgewachsen bin, liegt genau zwischen dem Wald und einem Stadtteil, der früher öde und vernachlässigt war. Heute steht hier ein riesiges Einkaufszentrum, es gibt Kneipen und ein Multiplex-Kino. Junge Bäume in der Fußgängerzone mit weichen, fedrigen Zweigen. Blau gestrichene Bänke, fast alle mit Graffiti besprüht. Das Gewerbegebiet auf der anderen Seite des Waldes nicht weit vom Flughafen hat sich beinahe verdoppelt.

Am Süzipfel der Gartenkolonie ist ein Neubaugebiet entstanden. Winzige Reihenhäuser aus Backstein mit handtuchgroßen Vorgärten. Ziersträucher, Rosen. Jemand hat einen kleinen Teich angelegt. Beinahe identische Scheibengardinen vor den Küchenfenstern, hier und da eine Kinderkarre vor der Haustür, ein Sand-

kasten, Tonnen für den Bio-Müll. Hildas Haus gleicht dank der Erbschaft noch am ehesten solchen Häusern, auch wenn es mitten in der Kleingartenkolonie steht: ein Spitzdach mit roten Dachpfannen, weißer Putz, solide Fenster, mehrfachverglast gegen den Fluglärm. Eine neue Satellitenschüssel.

Links neben das Haus hat jemand einen viel zu großen Carport gebaut. Ein neuer knallroter Mini mit einem Wimpel im Heckfenster steht neben ein paar rostigen Gartengeräten und einem Benzinrasenmäher. Ich grinse, als ich mir den Wimpel genauer ansehe: FC St. Pauli. Ich würde jede Wette eingehen, dass Hilda den Mini fährt und dass sie nach wie vor Verwarnungen wegen zu schnellem Fahren kassiert. Stark anzunehmen, dass sie noch immer ihren Charme spielen lässt, wenn ein Polizist sie anhält. Genutzt hat es ihr nie etwas, aber sie hat es immerhin versucht.

Hilda war immer großzügig, erst recht nach der Erbschaft, nur zu ihren Söhnen nicht, die hielt sie nach wie vor kurz. Hilda hätte damals genug Geld gehabt, um hier wegzuziehen, aber sie wollte bleiben. Sie hat auch ihren Bürojob bei einem Autohaus weitergemacht, sie konnte es sich aber leisten, auf eine halbe Stelle herunterzugehen.

Hilda war einige Jahre nach dem Krieg hierher gekommen, nachdem ihr Mann sie und die Zwillinge verlassen hatte, wegen einer anderen, hat sie meiner Mutter später erzählt, und meine Mutter war entsetzt.

„So etwas wäre bei uns nicht möglich gewesen“, hat Mutter gesagt. „Bis dass der Tod euch scheidet!“ hat Mutter Hilda erklärt, schneidend und kategorisch. „Wir Katholiken nehmen das ernst, in guten wie in schlechten Tagen“, hat meine Mutter auch noch gesagt und mitleidig ausgesehen. Hilda war evangelisch, und so war es eben passiert, dass sie da saß mit den Kindern.

Hilda hat sich natürlich nicht unterkriegen lassen. Sie hat sich an diesem Ort eingerichtet – zwischen windschiefen Häuschen und Lauben, die man seit der Zeit nach dem Krieg „Behelfsheim“ nennt und von denen über Jahrzehnte die meisten Provisorien geblieben sind.

Viele Leute hier heizen noch immer mit Holz; der Anblick vor Mutters Haus weist darauf hin, dass das auch bei ihr so geblieben ist. Die Winter meiner Kindheit waren hart in der Kolonie und sind es wahrscheinlich noch. Die Häuser sind schlecht isoliert und zusammengeflickt, rissige Teerpappe modert auf den Dächern der muffigen, engen Zimmer. Grauer Kitt bröckelt aus den Fensterrahmen, in den Dachrinnen nistet schwarzes, feuchtes Moos.

Meist war ich den ganzen Winter hindurch erkältet.

Hilda kochte für mich, Mutter und Anton oft mit und brachte nachmittags, wenn Mutter von der Arbeit zurück war, das Essen vorbei. Sie nahm nie Geld dafür, früher nicht und nach ihrer Erbschaft erst recht nicht. Sie hat mich auch zum Fußball mitgenommen, ich saß zwischen ihr und Klaus und Kurt. Klaus stotterte vor Aufregung, wenn St. Pauli ein Tor schoss, während Kurt mit versteinertem Gesicht an den Fransen seines Schals nagte und mit den Füßen wippte, als hätte jemand eine Feder in ihm aufgezo-gen.

Die pfenniggroßen Feuermale der Zwillinge glühten dicht neben den runden, weichen Nasenflügeln, und Hilda ließ den Verschluss einer Bierflasche aufschnappen. Sie drückte uns Kindern ein Päckchen Sunkist in die Hand und brach mir vor Begeisterung fast die Rippen, wenn sie mich umarmte, weil wieder ein Tor geschossen worden war.

Auf ihrem rechten Unterarm glühte die Tätowierung: ein flammendes rotes Herz mit dem Namen Maria, beinahe handteller-groß. Die Tätowierung war die Bedingung für die Erbschaft eines steinalten, listigen Onkels, Onkel Bruno, gewesen, dessen Frau längst tot war. Sein einziger Sohn war in Frankreich gefallen.

Die große Liebe von Onkel Bruno war in den dreißiger Jahren eine gewisse Maria gewesen; er selbst hatte die gleiche Tätowierung auf dem rechten Unterarm gehabt und zeigte sie bis zu seinem Tod oft und gerne her.

Keine Erbschaft ohne Tätowierung, so viel war klar, als der Onkel seine Stunde kommen sah und seine Lieblingsnichte an sein Sterbebett rief. Irgendwer musste das Andenken an Maria wei-

tertragen – wie das olympische Feuer, hatte Onkel Bruno verlangt, wie das olympische Feuer, das auch nie erlischt.

Für Hilda keine Frage. Für Geld machte sie eine ganze Menge. Und dann hatte sie den Onkel schließlich gemocht. Für den Job im Autohaus, wo Wert auf korrektes Aussehen gelegt wurde, gab es langärmelige Blusen, und zu Hause im Garten, mein Gott, wer die Tätowierung nicht mochte, brauchte schließlich nicht hinzugucken.

Meine Mutter sah es nicht gern, wenn Hilda mich einlud, zum Fußball, zur Limo, manchmal auch ins Kino, vielleicht, weil sie selbst es finanziell nicht gekonnt hätte. Aber ich glaube, sie mochte auch Hilda nicht wirklich, erst recht nicht nach der Erbschaft und der Sache mit der Tätowierung, die meine Mutter geradezu skandalös fand. Aber Mutter war arm, und ihr Mann war gestorben; die Witwenrente und meine Waisenrente reichten nicht aus. Große Sprünge waren nicht drin, und so machte sie böse Miene zum guten Spiel. Sie missbilligte auch, selbst wenn sie es nie direkt ansprach, dass Hilda protestantisch war; Andersgläubige tolerierte meine Mutter nur, wenn es gar nicht zu umgehen war.

Für gewöhnlich hatte sie keinen Kontakt zu Menschen, die nicht katholisch waren, zumindest keinen privaten Kontakt. Ihr gesellschaftlicher Umgang beschränkte sich auf die Leute aus der Pfarrei, in die sie selbst schon hineingeboren worden war: St. Johannes. Eine alte Backsteinkirche, die den Bombenhagel fast unbeschadet überstanden hatte, das Gemeindehaus, dessen Dach Ende der Sechziger neu eingedeckt wurde: Mutter hatte damals dafür gesammelt, sie war von Haus zu Haus gegangen, und für den Adventsbasar hatte sie unzählige Socken gestrickt, um das Geld für das Dach zusammenzukriegen. Es hat trotzdem lange gedauert, bis es so weit war. Die Gemeinde war nicht groß, überhaupt waren Katholiken im Vergleich zu den Protestanten deutlich in der Minderheit, was bis heute so geblieben ist.

Mutter litt darunter, dass Hamburg eine Art Diaspora war, doch daran war nichts zu ändern. Es machte sie nervös, und ich glaube,

es machte ihr Angst. Sie glaubte wirklich, dass nur dort, wo Wasser in Blut und Brot in den Leib Christi verwandelt wurde, die Wahrheit zu finden war, und sie war erleichtert, dass später, nach dem Tod meines leichtfertigen Vaters, Anton diesen Glauben mit ihr teilte.

Anton brachte jeweils am Ersten des Monats etwas Geld für die Miete vorbei, fünfzehn Mark waren es. Anton lebte in einem winzigen Anbau hinter dem Haus, den mein Vater innen schon zur Hälfte mit Holz verkleidet hatte. Er hatte die Idee gehabt, dort eine Art Bar einzurichten, mit Tresen und Barhockern und einem Regal für die Flaschen und allem Drum und Dran. Meine Mutter hatte vergeblich versucht, ihm das auszureden, es hatte lange Streit darum gegeben. Aber mein Vater hatte sich durchgesetzt und war mit der zweiten Wand gerade fertig, als er vor den Elbbrücken ins Schleudern kam.

Anton vertäfelte den Rest. Er organisierte eine Matratze, fand beim Sperrmüll zwei Cocktailsessel und einen Nierentisch, hing Vaters Kleider an einen Haken neben der Tür und brachte von da an am Ersten des Monats fünfzehn Mark vorbei.

Meine Mutter legte Wert darauf, dass die Leute dies wussten.

Sie arbeitete seit Vaters Tod im Keller des Hafenkrankehauses in der Spülküche. Sie hatte es schnell zur Vorarbeiterin gebracht, und Hilda klopfte abends oft an unsere Tür und brachte uns Essen vorbei. Anton nickte ihr zu, sein Adamsapfel hüpfte, er brachte Worte in diesem harten, kratzenden Akzent hervor, und Hilda lachte, und Anton machte sich über sein Essen her.

Mutter wischte seufzend mit einem Lappen über den Tisch und sagte: „Nun wartet doch wenigstens, bis das Tischgebet gesprochen ist“, und Anton und ich senkten verlegen den Blick auf unsere Hände, während uns der Duft von scharfem braunen Fleisch in die Nase stieg und Hilda mit einem schiefen Grinsen machte, dass sie aus der Tür kam, zurück zu ihren protestantischen Zwillingen ins Haus gegenüber.

Das Hafenkrankehaus lag nicht weit vom Hamburger Michel entfernt, ein paar Minuten nur zu Fuß. Manchmal, wenn wir Fe-

rien hatten, holte ich Mutter von der Arbeit ab. Ich war immer wenigstens eine Stunde zu früh. Bei schlechtem Wetter ging ich in den Michel, bewunderte die überbordende barocke Pracht des Kircheninneren und entdeckte jedes Mal aufs Neue Dinge, die mir bisher entgangen waren.

Bei gutem Wetter ging ich zum Stintfang, einer kleinen Anhöhe oberhalb der Landungsbrücken, setzte mich auf eine der niedrigen Begrenzungsmauern und sah auf den Hafen herunter, wo riesige, behäbige Frachter in den Docks lagen, fremde Flaggen an Deck, seltsame Schriftzüge am Bug.

Schlepper tanzten auf den Wellen, ein tiefes Tuten lag über den Hafenbecken, Barkassen legten im milden Licht des Nachmittags ab. Das Lachen einiger Touristen, das heisere Rufen der Möwen im Wind; ich hatte immer etwas Brot dabei. Ich warf das Brot in den Wind, und die Möwen schossen wie Pfeile heran und schrien und rissen ihre Schnäbel weit auf und waren verschwunden, sobald ich ihnen die letzten Krümel zugeworfen hatte.